

REIHE
GERMANISTISCHE
LINGUISTIK

296

Herausgegeben von
Mechthild Habermann und Heiko Hausendorf

*Susanne Günthner, Wolfgang Imo,
Dorothee Meer, Jan Georg Schneider (Hrsg.)*

Kommunikation und Öffentlichkeit

Sprachwissenschaftliche Potenziale
zwischen Empirie und Norm

De Gruyter

Reihe Germanistische Linguistik
Begründet und fortgeführt von Helmut Henne, Horst Sitta und Herbert Ernst Wiegand

ISBN 978-3-11-028970-1
e-ISBN 978-3-11-028991-6
ISSN 1867-8203

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2012 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/Boston

Gesamtherstellung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Danksagung

Der vorliegende Sammelband basiert auf der im Juni 2010 an der WWU Münster durchgeführten Tagung „Kommunikation und Öffentlichkeit: Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm“.

An dieser Stelle möchten wir dem „Stifterverband für die deutsche Wissenschaft“ für die finanzielle Unterstützung danken.

Ferner möchten wir uns bei all denjenigen bedanken, die zur Entstehung und zum Gelingen der Tagung sowie der Fertigstellung des Sammelbandes beigetragen haben: Hierzu gehören neben den ReferentInnen/AutorInnen vor allem auch die beteiligten Hilfskräfte und MitarbeiterInnen. Insbesondere danken wir Marcel Fladrich für die sorgfältigen Formatierungs- und Satzarbeiten sowie Doris Bickmann, der beteiligten Sekretärin, für ihre umsichtige organisatorische Hilfe.

Unser Dank geht auch an die ReihenherausgeberInnen der RGL, Heiko Hausendorf und Mechthild Habermann, sowie an de Gruyter für die Aufnahme des Bandes in die Reihe.

Inhaltsverzeichnis

*Susanne Günthner / Wolfgang Imo / Dorothee Meer /
Jan Georg Schneider (Hgg.)*

Kommunikation und Öffentlichkeit: Sprachwissenschaftliche
Potenziale zwischen Empirie und Norm. Zur Einführung1

I. Theorie und Praxis kommunikativ-sprachlicher Normbildungsprozesse

Klaus Gloy

Empirie des Nichtempirischen. Sprachnormen im Dreieck
von Beschreibung, Konstitution und Evaluation.....23

Péter Maitz / Stephan Elspaß

Pluralismus oder Assimilation? Zum Umgang mit Norm und
arealer Sprachvariation in Deutschland und anderswo41

II. Mündlichkeit und Schriftlichkeit

Susanne Günthner

Die Schriftsprache als Leitvarietät – die gesprochene Sprache als
Abweichung? „Normwidrige“ *wenn*-Sätze im Gebrauch61

Martin Durrell

Zur Relativierung von hochsprachlichen Normen in der deutschen
Sprache der Gegenwart. Der Blick von außen85

III. Schulische Kommunikation

Christa Dürscheid

Reich der Regeln, Reich der Freiheit.
System, Norm und Normenreflexion in der Schule105

Mathilde Hennig

Was ist ein Grammatikfehler?.....121

Helmuth Feilke

Schulsprache – Wie Schule Sprache macht149

IV. Mediale Kommunikation

Sandro M. Moraldo

„Obwohl...Korrektur: Polizei HAT Gebäude im coolen Duisburger
Innenhafen“. Die Kommunikationsplattform Twitter an der Schnittstelle
zwischen Sprechsprachlichkeit und medial bedingter Schriftlichkeit.....179

Jana Kiesendahl

Normabweichungen und ihre Wirkungsweisen am Beispiel
Universitärer E-Mail-Kommunikation.....205

Wolfgang Imo

Alltagsschriftlichkeit als Indikator für Sprachverfall?
Normabweichendes Schreiben in Produktbeschreibungen privater
Verkäufer in einem Online-Auktionshaus.....227

V. Berufsfeldbezogene Gesprächsforschung

Reinhard Fiehler

Woher weiß der Kommunikationstrainer, wie man es besser macht?
Bewertungen und Normen in berufsbezogenen Kommunikations-
trainings249

Dorothee Meer

„wie würden sie da argumenTIEren.“ – Lehrendenfragen im Rahmen
hochschulischer Lehr-Lern-Kommunikation: Ein gesprächsanalytischer
Beitrag zur Entwicklung kommunikativer Empfehlungen.....267

Kirsten Nazarkiewicz

Berufliche Kommunikation zwischen Norm, Transkript und
Empfehlung. Reflexive Gesprächsführungskompetenz trainieren295

Sachregister.....321

*Susanne Günthner / Wolfgang Imo / Dorothee Meer /
Jan Georg Schneider*

Kommunikation und Öffentlichkeit: Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm

Zur Einführung

Diskussionen über den vermeintlichen Verfall der deutschen Sprache haben eine lange Tradition. Seit der Jahrtausendwende ist die Sprachverfallsthese erneut in den Fokus öffentlicher Auseinandersetzungen gerückt: Autoren wie Bastian Sick (2004, 2005, 2006), Dieter E. Zimmer (2005) oder Ruprecht Skasa-Weiß (2006, 2007) bringen mit großem Erfolg ihre Ansichten zur „Verlotterung der Sprache“ (so ein Spiegel-Titelthema 2006; kritisch hierzu Schneider 2007) an die Öffentlichkeit. Aus linguistischer Perspektive kann die populäre Verlotterungs- oder Verfallsthese nicht bestätigt werden (siehe Denkler et al. 2008; Schneider 2005b, 2009); allerdings wirft das diskursive Ereignis einer erneuten Sprachverfallsdebatte Fragen nach der Beständigkeit und Veränderbarkeit sprachlicher Normen und deren deskriptiver Fundierung auf und stellt in diesem Sinne eine Herausforderung für die Sprachwissenschaft dar.

Überlegungen zum Zusammenhang zwischen deskriptiven und normativen Zugängen zu Formen sprachlicher Kommunikation sind jedoch nicht auf den Bereich der Grammatik oder Lexik beschränkt, auch wenn die Verfallsdiskussionen, die oft Jugendsprache, Kommunikation in den Neuen Medien oder Anglizismen zum Thema haben, dies suggerieren. Prinzipiell sind Fragen nach dem Zusammenhang von Sprachgebrauch und -norm für alle sprachwissenschaftlichen Untersuchungen relevant, die auf die Analyse von Sprache im Gebrauch ausgerichtet sind. So stellte sich mit der systematischen Untersuchung authentischer Gesprächsdaten seit der sogenannten „pragmatischen Wende“ der Sprachwissenschaft in den 70er Jahren die Frage nach normativen Setzungen aus (mindestens) zwei Perspektiven: Zum einen ist im Hinblick auf das Sprachverhalten der Kommunikationsbeteiligten zu untersuchen, inwieweit und mit welcher Legitimation diese unhinterfragt normative Vorgaben in ihren sprachlichen Handlungen relevant setzen (vgl. Dürscheid, Gloy, Günthner, Hennig und Maitz/Elspaß i.d.B.). Zum andern stellt sich mit der Ausweitung des sprachwissenschaftlichen Forschungsgegenstands auf den Bereich des mündlichen Sprachgebrauchs aber auch die Frage, inwieweit

normativ aufgeladene Konzepte aus dem Bereich der geschriebenen Sprache zur Beschreibung mündlicher Daten überhaupt genutzt werden können (Fiehler 2000, 2005, 2008; Schneider 2008, Kap. 3; Günthner 2000a, b, 2005, 2006, 2008, i.d.B.).

Dabei erweist sich die Differenz zwischen mündlichem und schriftlichem Sprachgebrauch in Bezug auf theoretische Fragen der Normiertheit und Prozesse der Normierung als besonders ergiebig: Während sich im Hinblick auf die Gültigkeit schriftsprachlicher Normen zumindest die Frage nach ihrer Verbindlichkeit durch die Nutzung von Duden und Wahrig in vielen Fällen praktisch entscheiden lässt (vgl. Dürscheid, Elspaß/Maitz und Günthner i.d.B.), so ist die Frage nach der Gültigkeit mündlicher Normen deutlich schwieriger zu beantworten (vgl. Günthner i.d.B.). Dies hat seinen Grund zum einen in der ‚Flüchtigkeit‘ mündlicher Äußerungen, deren materielle Erfassung und Speicherung wesentlich schwieriger ist, zum anderen aber auch in der fehlenden und zögerlichen Institutionalisierung der Beschäftigung mit Fragen der ‚Mündlichkeit‘. Allerdings deuten eine Vielzahl von Untersuchungen der letzten Jahre darauf hin, dass sich diese Dichotomisierung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit durch das Aufkommen der Neuen Medien deutlich relativiert: Dadurch dass private schriftsprachliche Kommunikation in Form von Chat, Instant Messenger und anderen Plattformen medial zugänglich wird, häufen sich die Hinweise, dass auch hier situative und vor allem mediale Faktoren zu Phänomenen der Flexibilisierung von Normen führen (vgl. Moraldo, Kiesendahl und Imo i.d.B.). Insoweit stellt sich auch in diesem Bereich zunehmend die Frage, wie Prozesse der Normbildung empirisch untersucht und normativ entschieden werden können (vgl. Dürscheid, Günthner i.d.B.).

Diese Frage hat erhebliche – und das bedeutet in diesem Zusammenhang vor allem auch öffentliche – Auswirkungen auf Möglichkeiten des Umgangs mit Fragen der sprachlichen und kommunikativen Normierung im Bereich der Schule (vgl. Denkler et al. 2008). Hier reagieren mit Verzug auch SprachwissenschaftlerInnen auf Befürchtungen von Eltern und Sprachpflegern, die ausgehend von klar definierbaren Konzepten von ‚richtig‘ vs. ‚falsch‘ gerade die Schule in der Pflicht sehen, dem von ihnen diagnostizierten ‚Sprachverfall‘ entgegenzutreten (vgl. Denkler/Meer 2008). Auch wenn die teils massiv vertretene These eines ‚beobachtbaren Sprachverfalls‘ empirisch kaum belegbar ist, so gilt aber auch umgekehrt, dass die von SprachwissenschaftlerInnen in den letzten Jahren immer wieder vorgetragene These, dass es sich um gewöhnliche Sprachwandelprozesse handele, empirisch bisher kaum abgesichert wurde. Damit überhaupt von einer falsifizierbaren ‚Sprachverfallsthese‘ die Rede sein kann, müssten ja zuallererst überprüfbar und akzeptierte *Kriterien* für einen solchen Verfall angegeben werden. Was genau steht im Verdacht zu ‚verfallen‘? Der Sprachgebrauch bestimmter

Gruppen, z.B. ‚Jugendlicher‘? Die Sprache einzelner Personen? Das Sprachsystem als Ganzes? Reflektiert man dies genauer, so könnte sich herausstellen, dass ein Großteil der Fragestellung gar nicht empirischer, sondern eher begrifflich-philosophischer Art ist: Das Sprachsystem als Ganzes lässt sich nach einhelliger linguistischer Ansicht gar nicht kritisieren. Gegenstand einer sinnvollen Kritik können immer nur konkrete *Sprachgebräuche* sein. Vom Verfall *der* Sprache kann dann kaum noch die Rede sein. Was bleibt von der Sprachverfallsthese dann übrig? Wie lässt sich das Problem, um welches die Öffentlichkeit sich sorgt, *sprachwissenschaftlich* fassen?

Ein interessantes Beispiel dafür, wie die Linguistik mit diesem Problem umgehen kann, stellt ein empirisches Projekt dar, das Christa Dürscheid et al. in der Schweiz durchführten: Bei einer Gruppe von SchülerInnen wurden private, elektronisch verfasste Texte mit schulischen Texten derselben SchülerInnen verglichen. Das Ergebnis war in diesem Fall, dass die betreffenden Jugendlichen recht genau zwischen den verschiedenen Domänen des Schreibens zu unterscheiden wussten und der Einfluss des ‚Internet-Stils‘ auf die schulische Textproduktion sehr gering war (vgl. Dürscheid et al. 2010). Dies ist *eine* Möglichkeit, die Sprachverfallsthese zu versachlichen: Sind Heranwachsende heute noch hinreichend in der Lage, zwischen verschiedenen Domänen sprachlich-kommunikativen Handelns zu differenzieren und ihre eigene Performanz darauf abzustimmen? Nach sprachwissenschaftlicher Ansicht kann die Debatte jedenfalls nur dann versachlicht und verobjektiviert werden, wenn man den Sprachgebrauch in unterschiedlichen Domänen empirisch ermittelt und beschreibt, um herauszufinden, welche Normen wo jeweils tatsächlich *wirksam* sind (vgl. Gloy und Dürscheid i.d.B.). Auf dieser Basis können dann gegebenenfalls auch normative *Empfehlungen* formuliert werden.

Dies ist auch eine methodologische Grundidee der Angewandten Gesprächs- und Diskursforschung, die sich seit Mitte der 90er Jahre in Deutschland entwickelt hat (Meer i.d.B.): Ihr geht es darum, deskriptiv erhobene ‚Problemstellen‘ kommunikativen Verhaltens normativ zu wenden und sie den Akteuren der jeweiligen gesellschaftlichen Praxisbereiche (Medizin, Schule, Hochschule, Behörden) in Form von konkreten Empfehlungen und Fortbildungsangeboten zur Verfügung zu stellen (Brünner/Fiehler/Kind 1999, Becker-Mrotzek/Brünner 2004, Meer/Spiegel 2009). Damit stellt sich die methodologische und wissenschaftstheoretische Frage, inwieweit und mit welcher Legitimation es möglich ist, aus empirischen Beobachtungen normativ gewendet konkrete Handlungsempfehlungen abzuleiten (Fiehler 1998; Meer 2001, 2007, 2009; Fiehler, Meer, Nazarkiewicz i.d.B.).

Betrachtet man die angesprochenen Diskussionen über den Umgang mit Fragen der Präskription beobachtbarer sprachlicher Verhaltensweisen, so zeigt

sich in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten innerhalb der Sprachwissenschaft eine deutliche Tendenz, Fragen der Normiertheit und Normierung sprachlichen und kommunikativen Verhaltens auf deskriptiver Ebene zunehmend seltener unter Bezug auf eine *einzig fixen Norm* zu begreifen. Vielmehr scheint es so, als ob die Kategorie der Norm schrittweise dem Modell eines vergleichsweise *flexiblen Normalitätsfeldes* gewichen sei (Eichinger/Kallmeyer 2005; Link 2006; Gloy i.d.B.). Dieses wird datengestützt, d.h. deskriptiv, erfasst und zum einen im Hinblick auf einen Durchschnittsbereich prototypischen Kommunikationsverhaltens analysiert, zum anderen werden Übergangsphänomene an den Grenzen der Akzeptabilität bestimmt. Diese Tendenz folgt dem Modell eines *Möglichkeitsfeldes* kommunikativ mehr oder weniger zulässiger Verhaltensweisen, wobei auch die Grenzen der Akzeptabilität eher als flexible, situationsabhängige und empirisch durchaus modifizierbare Verhaltensformen erscheinen denn als kategorische Grenzziehungen (Imo 2008; Günthner/Imo 2003; Günthner 2010; i.Dr.; Meer 2009; Dürscheid, Maitz/Elspaß sowie Meer i.d.B.).

Ein solcher flexibler Zugang zu Fragen sprachlicher Normen hat sich wissenschaftsgeschichtlich parallel zur Etablierung der linguistischen Pragmatik entwickelt. Während bis in die Sechzigerjahre des letzten Jahrhunderts hinein von einer weitgehend eindeutig kodifizierten normativen Grammatik ausgegangen wurde, als deren Repräsentant die soziale und intellektuelle Elite betrachtet wurde (Erben 1960, Moser 1967), ist dieser Vorstellung in der Folgezeit zum einen aus gesellschaftstheoretischer, zum anderen aus sprachsystematischer Perspektive vielfach widersprochen worden. Standen in den 70er Jahren vor allem die elitären (Gloy 1972) und repressiven (Huber 1974) Aspekte einer solchen Annahme im Mittelpunkt der Kritik, sind im Weiteren zunehmend systematische Zweifel an einer einheitlichen sprachlichen Norm formuliert und diskutiert worden. Hier führte vor allem die konkrete empirische Arbeit an authentischen Gesprächsdaten zur Ausdifferenzierung eines bis dahin statischen Normkonzepts: So unterschied Hartung (1977) zwischen „grammatisch-semantischen Normen“ auf der einen und „situativen Normen“ auf der anderen Seite und ermöglichte damit die Berücksichtigung situativer Aspekte der Normanwendung und der Normierung. In eine ähnliche Richtung argumentierte Heringer (1982: 98), indem er auf die Unmöglichkeit der Begründung sprachlicher Normen verwies und stattdessen das Prinzip der Verständlichkeit als *Maxime* kommunikativen Verhaltens herausstellte. Damit betonte auch er den Situationsbezug normativer Geltungsbereiche. Aber auch die Vorstellung relativ stabiler grammatischer Normen ist im weiteren Verlauf der Diskussion zunehmend in Frage gestellt worden: So weisen in den letzten Jahren immer mehr Untersuchungen darauf hin, dass der vermeintlich relativ stabile Bereich der Grammatik vor allem im Hinblick auf die gesprochene Sprache nicht situationsunabhängig anhand einheitlicher

Normen bestimmt werden kann (Günthner 2008; Günthner/Imo 2003; Imo 2008; Durrell i.d.B.).

Vor allem aus folgenden Gründen erscheint eine realistische und deskriptive Fundierung und kritische Beurteilung normativer Vorgaben notwendig:

- Die Ausdifferenzierung unterschiedlicher gesellschaftlicher Praxisbereiche ist zwar ein Phänomen, das nicht erst seit dem ausgehenden 20sten oder beginnenden 21sten Jahrhunderts existiert. Nichtsdestoweniger ist die Notwendigkeit, die immer weiter fortschreitende Ausdifferenzierung spezialisierten Wissens gesamtgesellschaftlich zu verarbeiten, weiterhin ein Grund für die Existenz sehr unterschiedlicher, d.h. kontextuell eingebundener Anforderungen und Normen, die teils nebeneinander, teils in Konkurrenz zueinander existieren und kommunikativ verarbeitet werden müssen.
- Diese Tendenz wird erheblich verstärkt durch das Aufkommen und die Ausweitung neuer, vor allem computervermittelter Kommunikationsformen (E-Mail, Chatroom, Plattformen, ICQ, SMS, interaktives TV). Diese Kommunikationsformen zeichnet aus, dass sie besonders interaktiv ausgerichtet sind und informelles, dialogisches Kommunizieren erfordern. Zudem führen sie aufgrund ihres halböffentlichen oder öffentlichen Status zu einer deutlich erhöhten öffentlichen Wahrnehmung von informeller Schriftlichkeit und somit zu einer Sensibilisierung für situationspezifische und gruppenspezifische Kommunikationsformen (siehe Moraldo, Kiesendahl und Imo i.d.B.). Diese erhöhte Aufmerksamkeit für die Heterogenität gruppenspezifischer Kommunikationsformen stellt bereits alltagsweltlich die Idee einer einheitlichen sprachlichen bzw. kommunikativen Norm „für alle Fälle“ in Frage (vgl. Dürscheid/Brommer 2009).
- Aus wissenschaftlicher Sicht wird die Heterogenität situationsangemessener Verhaltensmöglichkeiten durch eine Vielzahl empirischer Untersuchungen bestätigt, sei es aus dem Bereich der institutionellen Kommunikation, sei es für den Bereich der Jugendsprache (vgl. Neuland 2007), sei es bezüglich regionaler Kontexte (Eichinger/Kallmeyer 2005), sei es mit Blick auf unterschiedliche Formen medialer Kommunikation oder unter Bezug auf die Differenz zwischen gesprochener und geschriebener Sprache (Fiehler 2007; 2008; Günthner 2000a, b, 2005, 2006, 2008; Schneider 2011; Maitz/Elsaß i.d.B.). In der Folge führen diese Befunde aus sprachwissenschaftlicher Perspektive dazu, Annahmen einer einheitlichen Norm als unrealistisch zu betrachten (Eichinger/Kallmeyer 2005).

Vor dem Hintergrund dieser Tendenzen werden die aufgezeigten Sichtweisen im vorliegenden Band aus unterschiedlichen methodischen Perspektiven behandelt und weiterentwickelt. Zum einen verfolgt der Band einen *empirischen Ansatz*. Mit Ausnahme des ersten theoretisch fundierenden Beitrags von Gloy bilden empirische Untersuchungen zu einer oder mehreren der aufgezeigten Teilfragen die Basis der vorliegenden Beiträge. Ziel ist es hierbei, einerseits am konkreten Material aufzuzeigen, wie normative Vorgaben der konkreten Situation das jeweilige Kommunikationsverhalten von Gesprächsbeteiligten beeinflussen, andererseits zu untersuchen, wie es aus deskriptiver Perspektive möglich ist, diese normativen Einflüsse zu erfassen. Erst auf der Basis empirischer Analysen sollen *theoretische Annahmen* begründet werden: Ausgehend von datengestützten Beobachtungen auf theoretisch-konzeptioneller Ebene wird in den Beiträgen danach gefragt, welche Modelle sprachlicher und kommunikativer Normen dem Kommunikationsverhalten der Beteiligten zugrunde liegen bzw. welche normativen Konzepte auf der Beschreibungsebene zum Tragen kommen. Schließlich spielt auch die *Anwendungsorientierung* eine wichtige Rolle bei den in diesem Band versammelten Beiträgen. Im Hinblick auf die Rückbindung und Anwendungsorientierung empirischer Studien öffentlicher Kommunikation wird zusätzlich zu klären sein, inwieweit es möglich ist, empirische Befunde mit dem begründeten Anspruch auf eine Verbesserung und Effektivierung kommunikativer Abläufe präskriptiv auszuwerten und damit zur Grundlage konkreter kommunikativer Empfehlungen zu machen.

Der vorliegende Band ist in fünf thematische Bereiche gegliedert, die in Bezug auf den Normendiskurs in besonderem Maße von öffentlichem und wissenschaftlichem Interesse sind und im Hinblick auf den Zusammenhang zwischen deskriptiven und normativen Aspekten eine Vielzahl von Ansatzpunkten liefern:

I. *Theorie und Praxis kommunikativ-sprachlicher Normbildungsprozesse*: Es geht darum, sowohl theoretisch und begrifflich grundlegende Fragen als auch die Konsequenzen sprachpolitischer Entwicklungen systematisch in den Blick zu nehmen.

In dem eröffnenden Beitrag „Empirie des Nichtempirischen“ von Klaus Gloy wird der *Begriff* der Sprachnorm einer gründlichen Prüfung unterzogen. Gloy vertritt die im Rahmen des vorliegenden Bandes zunächst provokativ anmutende These, dass eine deskriptive Sprachnormenforschung generell zu verwerfen sei, da es sich bei Normen schon dem Begriff nach nicht um empirische Gegenstände handle. Dennoch – und dies mildert die Provokation – hält Gloy es für sinnvoll, *auf empirischer Basis* über Normen zu forschen: Normen werden zwar nicht einfach positiv in der Welt vorgefunden, sie kön-

nen aber empirisch *erschlossen* werden: Normen können nämlich – so Gloy weiter – „auch als nichtempirische Gegebenheiten“ *wirksam* sein, und diese Wirkungen ließen sich wissenschaftlich erforschen (S. 27). Vor dem Hintergrund dieser grundlegenden Annahmen unterscheidet Gloy strikt zwischen Normen und Regeln. Ein allgemeines und wesentliches Definitionsmerkmal von Normen ist die *Verpflichtung*, etwas zu tun oder zu unterlassen (S. 33). Sprachnormen sind für Gloy „sozialbedingte Orientierungen, die den sprachlichen Konstruktionsprozess leiten“; linguistische Regeln dagegen begreift er als „modellhafte Abbildung[en] von empirischen Daten“, die von Linguisten (re-)konstruiert werden. Im Gegensatz zu Sprachnormen sind linguistische Regeln für Gloy „Beschreibungsinstrument[e]“ (S. 37). Diese Regelauffassung scheint in gewisser Weise dadurch relativiert zu werden, dass die von Linguisten formulierten ‚empirischen‘ Regeln praktischen Einfluss auf das Normenbewusstsein von SprecherInnen und SchreiberInnen haben können – z.B. bei der alltäglichen Benutzung von Wörterbüchern und Grammatiken: Selbst wenn die Duden-Grammatik z.B. den Anspruch erheben würde, rein deskriptiv zu sein, ist sie nicht dagegen gefeit, von ihren Nutzern normativ aufgefasst zu werden: Wer im Duden nachschaut, will wissen, was korrekt und gut ist. Auf diese Weise können deskriptive bzw. deskriptiv gemeinte Regeln *in ihrer Wirkung* zu Normen werden. Die Gefahr besteht – so Gloy – darin, diese normativ gewendeten Regeln dann weiterhin fälschlicherweise als empirische Sachverhalte zu betrachten: „Eine Normativität der sprachwissenschaftlichen Regeln und Regularitäten, die weiterhin empirische Sachverhalte bleiben sollen, darf also durch diese Hintertür nicht wieder eingeführt werden.“ (S. 37). Gloys Argumentation ist für die Programmatik des vorliegenden Bandes u.a. deshalb von grundlegender Bedeutung, weil seine Unterscheidung zwischen Regeln und Normen es einerseits ermöglicht, sauber zwischen der wissenschaftlich-empirischen Modellbildung und der Normierung zu trennen, und andererseits ausdrücklich die Möglichkeit eröffnet, ja sogar empfiehlt, auf empirischer Basis zu *Evaluationen* zu gelangen.

Mit dem Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis sprachlicher Normierungsprozesse beschäftigt sich auch der Beitrag von *Stephan Elspaß* und *Péter Maitz* zu „Pluralismus oder Assimilation? Zum Umgang mit Norm und arealer Sprachvariation in Deutschland und anderswo“. Maitz/Elspaß argumentieren, dass die Toleranz gegenüber sprachlicher Variation stets von allgemeinen Norm- und Wertvorstellungen – und damit von den in der betreffenden Sprachgemeinschaft vorherrschenden sprachlichen Ideologien – geprägt ist. Dabei differenzieren sie zwischen eher toleranten (pluralistisch geprägten) und eher intoleranten Sprachkulturen (Sprachgemeinschaften mit mehr oder weniger stark normativ orientierten Vorstellungen bezüglich „der korrekten Sprachverwendung“) und verdeutlichen, wie unterschiedlich in den verschiedenen Ländern Europas mit Ideologien zu Sprachvariationen und

Standardnormen umgegangen wird: Während Norwegen und die Schweiz als Beispiele für eine pluralistische Sprachvariationspolitik angeführt werden, weist sich Deutschland durch erhebliche Widersprüchlichkeiten aus: Die offizielle Sprachenpolitik ist zwar von einer Ideologie des Pluralismus geprägt, doch „der praktische Umgang mit Sprachvariation [ist] in vielfacher Hinsicht alles andere als pluralistisch orientiert“ (S. 46). Die in Deutschland vorherrschende Ideologie sprachlicher Homogenität und die ausgeprägte Ausrichtung an der Schriftsprache werden von Maitz/Elspaß anhand exemplarischer Beispiele arealer Standardvariation (sowohl aus den Bereichen der Lexik und Aussprache wie auch der Grammatik) illustriert. Zugleich werfen die Autoren zentrale Fragen sprachpolitischer und gesellschaftlicher Zusammenhänge auf: Wer setzt die entsprechenden Sprachnormen? Wer ist dazu legitimiert? Wie geht die Öffentlichkeit mit solchen Setzungen um? (S. 53). Im Zuge der skizzierten Argumentation zum Umgang mit Norm und arealer Sprachvariation in Deutschland plädieren Maitz/Elspaß für eine Ideologie des Pluralismus und damit gegen eine sprachliche Gleichschaltungspolitik; ein Plädoyer, das für die im Band geführte Debatte um Sprachnormen und öffentliches Sprachbewusstsein von erheblicher Relevanz ist.

II. *Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit*: Aus der skizzierten Perspektive der wissenschaftlich-empirischen Modellbildung auf der einen Seite und der (ideologie-geprägten) Normierung auf der anderen Seite geraten in dieser Sektion die Konsequenzen einer schriftsprach-basierten Normierung in den Blick. Der praktische Umgang mit Sprachvariation ist in Deutschland – wie Maitz/Elspaß (siehe oben) ausführen – von der Ideologie einer sprachlichen Homogenität geprägt und folglich wenig pluralistisch ausgerichtet: Die deutsche Sprachgemeinschaft weist sich im europäischen Vergleich als normativ, wenig tolerant bezüglich arealer Variation und vor allem auch als auffallend schriftorientiert aus. Die Beiträge der Sektion Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit befassen sich mit Problemen wie auch Konsequenzen der Übertragung schriftsprach-basierter Normen und Konventionen auf die gesprochene Alltagssprache: Inwiefern kann die Schriftsprache überhaupt zur Leitinstanz für den Sprachgebrauch in Kontexten, denen ganz andere kognitive und interaktionale Anforderungen zu Grunde liegen, erhoben werden?

In ihrem Beitrag „Die Schriftsprache als Leitvarietät – die gesprochene Sprache als Abweichung? „Normwidrige“ *wenn*-Sätze im Gebrauch“ thematisiert *Susanne Günthner* den sogenannten „written language bias“ (Linell 2005), der nicht nur den Untersuchungsgegenstand und die Analysekategorien innerhalb der Sprachwissenschaft dominiert, sondern auch die Debatte um Sprachnormen sowie das Sprachbewusstsein der Öffentlichkeit stark prägt. Am Beispiel einer grammatischen Konstruktion, den sogenannten „unverbundenen *wenn*-Sätzen“ (vom Typ: „wenn sie nachher kommt, ich geb ihr

Bescheid“), veranschaulicht die Verfasserin, dass sprachwissenschaftliche Beschreibungen zur deutschen Grammatik in der Regel auf schriftsprachlichen Strukturen basieren und die funktionale Variation in der gesprochenen Sprache ausgeblendet wird. Bis heute – so argumentiert Günthner – gilt der geschriebene Standard als die Norminstanz, auf deren Grundlage Verwendungsweisen gesprochener Sprache als ‚Abweichung‘ bzw. als ‚ungrammatisch‘ be- und verurteilt werden. Ihre empirische Analyse zu *wenn*-Sätzen in der gesprochenen Sprache zeigt allerdings, dass SprecherInnen des Deutschen scheinbar ‚normwidrige‘ Strukturen oftmals funktional als Ressource zur Markierung spezifischer Bedeutung einsetzen. Anhand dieser empirischen Untersuchung wirft sie die Frage auf, inwiefern wir „unterschiedliche Normen für den schriftlichen und den mündlichen Sprachgebrauch“ benötigen (S. 69). Sollte man ferner zwischen Normen informeller und formeller Sprache (bzw. Normen einer „Sprache der Nähe“ und einer „Sprache der Distanz“) unterscheiden? Darüber hinaus argumentiert Günthner, dass Untersuchungen zur Grammatik gesprochener Alltagssprache wie auch der Einbezug dieser alltäglichen Gebrauchsweisen von Sprache in Grammatiken notgedrungen das Normverständnis verändern werden.

Martin Durrells Beitrag „Zur Relativierung von hochsprachlichen Normen in der deutschen Sprache der Gegenwart. Der Blick von außen“ greift ebenfalls die Frage nach der Festsetzung sprachlicher Normen auf und problematisiert den bislang in der deutschen Sprachwissenschaft, Sprachvermittlung wie auch Öffentlichkeit vorherrschenden eingeschränkten Blick auf die tatsächliche Sprachrealität. Aus der Perspektive der Auslandsgermanistik formuliert er die Frage, an welchen Normen und Standards, ja an welchem ‚Deutsch‘ sich der DaF-Unterricht ausrichten soll. Soll ihm – wie bislang üblich – die kodifizierte Schriftsprache mit ihren invarianten Normen als einheitliche Varietät zugrunde gelegt werden? Oder sollte die Kompetenz in einer Fremdsprache nicht auch die Beherrschung jener (regionalen, gesprochen-sprachlichen etc.) Varietäten einschließen, die von den kodifizierten standardsprachlichen Normen abweichen? (Durrell S. 89) Die bisherige Erfahrung im muttersprachlichen wie auch fremdsprachlichen Deutschunterricht macht deutlich, dass hier – wie in öffentlichen Debatten um ‚korrektes Deutsch‘ allgemein – das gesprochene Deutsch immer wieder an Maßstäben der Schriftsprache gemessen und dabei suggeriert wird, wir müssten ‚Schriftdeutsch reden‘. Wie Durrell verdeutlicht, zeichnen sich Lehrwerke zur Vermittlung des Deutschen als Fremdsprache auch heute noch dadurch aus, dass sie keine systematische (oftmals sogar gar keine) Präsentation des Sprachgebrauchs der sogenannten ‚Umgangssprache‘ aufweisen. Selbst aktuelle Lehrwerke für fortgeschrittene LernerInnen behandeln jene im gesprochenen Alltagsdeutsch vorkommenden Abweichungen von der kodifizierten Hochsprache nur sporadisch und wenn, dann wenig systematisch. Durrells Ausführ-

rungen zeigen sehr anschaulich, dass eine ausschließliche Vermittlung hochsprachlicher Normen heutzutage „nicht mehr für die Vermittlung umfassender fremdsprachlicher Kompetenzen ausreicht“ (S. 103), denn gerade fortgeschrittene Deutsch-als-Fremdsprache-Lerner sollten die Fähigkeit besitzen, sich an einer Vielfalt sprachlicher Handlungen in angemessener Weise zu beteiligen. Hierzu reichen Kenntnisse der formalen Schriftsprache nicht aus. Mit diesem Beitrag skizziert Durrell aus der Perspektive der Auslandsgermanistik Konsequenzen vorherrschender Sprachideologien für die Vermittlung der deutschen Sprache im Ausland und verbindet Fragen nach sprachlicher Norm mit Aspekten ihrer Vermittlung.

III. *Schulische Kommunikation*: Hier werden am Beispiel schulischer Kommunikation offene Fragen nach dem Zusammenhang zwischen Deskription und Präskription betrachtet. Im Mittelpunkt steht hierbei die sowohl fachliche als auch didaktische Frage danach, ob und – wenn ja – unter Bezug auf welche empirisch belegbaren Befunde Lehrende normierend in den Sprachgebrauch von Schülern eingreifen sollten. Hierbei geht es um Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache, um das Verhältnis von Standardsprache und Non-Standard-Varietäten sowie auch um die Differenz zwischen schulisch vermittelten, präskriptiven Normen und tatsächlichen Gebrauchsnormen.

Christa Dürscheid stellt in ihrem Beitrag die gängige Dichotomie von Grammatik als einem „Reich der Regeln“ und Stilistik als einem „Reich der Freiheit“ in Frage: Sowohl Stilistik als auch Grammatik eröffnen „Freiräume“, derer sich die SprachbenutzerInnen bedienen können (S.110). Bei der Analyse und Beurteilung dieser Freiräume muss u.a. zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit differenziert werden. Was im geschriebenen Standard ein Fehler ist, kann unter Umständen im gesprochenen korrekt und akzeptabel sein. Im Verlauf ihres Beitrags arbeitet Dürscheid grammatische Regeln und grammatische Freiheiten des geschriebenen sowie des gesprochenen Deutsch heraus, wobei sie sich auf Coserius begriffliche Unterscheidung zwischen *Norm* und *System* stützt, diese aber im Anschluss an Gloy weiter ausdifferenziert: Sie unterscheidet zwischen dem System als den grammatischen *Möglichkeiten*, die eine Varietät bereitstellt, einer Norm1 (=Frequenz der Phänomene) und einer Norm2 (=jeweilige *Handlungserwartungen*). Norm1 ist die Gebrauchsnorm, Norm2 die präskriptive Norm. Diese begriffliche Unterscheidung veranschaulicht und erprobt die Autorin an zwei grammatischen Phänomenbereichen: Verbstellung und Kasusmarkierung. Der Aufsatz schließt mit einem didaktischen Plädoyer dafür, den Normbegriff in der gymnasialen Oberstufe zu reflektieren und dabei die sprachlichen Normen nicht isoliert, sondern mit Bezug auf (andere) soziale Normen zu untersuchen.

Aus einer ganz anderen Forschungsperspektive betrachtet *Mathilde Hennig* das Normativitätsproblem in ihrem Beitrag „Was ist ein Grammatikfehler?“. Sie interpretiert die Ergebnisse einer von ihr selbst durchgeführten empirisch-quantifizierenden Untersuchung zum Korrekturverhalten von LehrerInnen. Einer Gruppe von 40 Probanden wurde ein fingierter Schulaufsatz zur Korrektur vorgelegt – mit dem frappierenden Ergebnis, dass jeder Proband zu einer anderen Fehlerzahl gelangte. Für diesen Missstand und diese offensichtliche Unsicherheit macht die Autorin aber nicht die Probanden verantwortlich; vielmehr erscheinen sie ihr als Indiz dafür, dass es immer noch an verbindlichen, zuverlässigen und transparenten *Kriterien* der Fehlerbeurteilung mangelt. Die Ursachen hierfür sieht Hennig u.a. darin, dass es bisher zu wenige empirisch fundierte Untersuchungen zum Thema gibt, zum anderen in den zum Teil völlig subjektiven Vorurteilen, die in Bildungsinstitutionen vermittelt werden. Ein Fehler ist – so Hennig – „nie ein Fehler für sich“, sondern stets „Bestandteil eines komplexen Prozesses“ (S. 128). Diesen Prozess modelliert sie im Anschluss an Range als einen „Fehlerkreislauf“ mit sechs Etappen: Fehlererzeugung, Fehlerwahrnehmung, Fehlerhypothese, Fehlerkorrektur, Fehlerfolgen, Fehlerreparatur. Anhand dieses Modells entfaltet Hennig ihre provokative These, dass Fehler „häufig nur durch den Lehrer im institutionellen Rahmen Schule als solche konstruiert werden und außerhalb dieses Rahmens teilweise gar keine Fehler wären“ (S. 132). Auf der Basis dieses Befundes plädiert Hennig dafür, sich – auch bei der Beurteilung von schulischen Aufsätzen – nicht ausschließlich an der Standardsprache zu orientieren, sondern den „Faktor Variation zu fokussieren“ (S. 146).

In seinem didaktisch orientierten Beitrag „Schulsprache – Wie Schule Sprache macht“ führt *Helmuth Feilke* einen neuen Begriff in die schulbezogene Normdebatte ein: den Begriff der *Transitnorm*. Transitnormen sind dadurch gekennzeichnet, dass sie in einem bestimmten Sinne gerade *nicht* ‚für’s Leben‘ gelernt werden, sondern für die Schule. Dies mag zunächst paradox anmuten, wird aber von Feilke u.a. mit einem Vergleich plausibel gemacht: Wer Skifahren lernen möchte, muss zunächst den sogenannten Schneepflug üben, der es dem Anfänger erlaubt, kontrolliert den Hang hinabzugleiten. Später wird diese Praxis nicht mehr benötigt: Es handelt sich also um eine Art Leiter oder Krücke, die der versiertere Skifahrer nach Erreichen der eigentlichen Zielnorm wieder ‚wegwerfen‘ kann. Ähnlich verhält es sich – so Feilke – mit „didaktisch konstruierten Lerngegenständen“ wie der Stabpuppe, Ausgangsschriften und didaktischen Gattungen. Sie alle haben transitorischen Charakter und werden in diesem Sinne *für die Schule* gelernt. Der Begriff der Transitnorm ermöglicht es u.a., die Diskussion über schulische Normen in ihrer Spezifität zu erfassen und zu zeigen, dass sie z.B. unabhängig ist von der berechtigten Ablehnung eindimensionaler, präskriptiver Aussagen, wie sie etwa von Bastian Sick getätigt werden. Mit anderen Wor-

ten: Es kann unter Umständen durchaus sinnvoll sein, dass in der Schule aus didaktischen Gründen eine Norm wie ‚Sprich in ganzen Sätzen‘ vermittelt wird, die ansonsten nicht im Einklang mit sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen steht. Dennoch stellt sich – und auch dies wird von Feilke reflektiert – dabei immer die Frage, ob eine solche Norm im Hinblick auf die didaktischen Ziele, d.h. im Hinblick auf die jeweilige Zielnorm *angemessen* und *akzeptabel* ist: Es ist stets darauf zu achten, dass keine „schulisch verselbständigte[n] Muster“ (S. 174) zementiert werden, die für die spätere Lebenspraxis irrelevant oder sogar schädlich sind.

IV. *Mediale Kommunikation*: Untersuchungen zur Kommunikation im Bereich der neuen Medien haben nicht nur den situationsspezifischen Bezug normativer Regelungen unterstrichen, sondern darüber hinaus den spezifischen Einfluss der genutzten Medien auf unterschiedlichsten Ebene hervorgehoben (Androutopoulos 2003, 2005; Androutopoulos/Schmidt 2001; Kiesendahl 2009). Insoweit soll hier der Zusammenhang zwischen medialer Umgebung und spezifischen Normbildungsprozessen im Mittelpunkt stehen.

Bei der Kommunikationsplattform Twitter handelt es sich um eine vergleichsweise neue Anwendung, die Teil des stärker benutzergesteuerten Web 2.0 ist. In seinem Beitrag über „Die Kommunikationsplattform *Twitter* an der Schnittstelle zwischen Sprechsprachlichkeit und medial bedingter Schriftlichkeit“ untersucht *Sandro M. Moraldo* die besonderen lexikalischen, syntaktischen und orthographischen Strukturen, die typisch für die ‚Tweets‘, die Kurznachrichten in Twitter, sind. Wie auch in anderen Kommunikationsformen, die eine geringe Beitragslänge der Kommunikate aufweisen (Chat, SMS), gibt es bei Twitter besonders auffällige Abweichungen in Bezug zu standardnaher Schriftlichkeit. Darunter fallen „morphologische Einsparungen, syntaktische Reduktionen, lexikalische Kurzformen, (grapho)stilistische Merkmale, Orthographie und Interpunktion“ (Moraldo S. 185). Zu allen hier genannten Aspekten legt Moraldo zahlreiche auf Beispielen basierte Analysen vor, die zeigen, dass die sprachlichen Normen in Twitter sich zwar von denen der Standardschriftsprache unterscheiden, nicht aber völlig beliebig sind. Letzteres wird besonders deutlich anhand einer detaillierten Untersuchung der Verwendung von „korrektivem *obwohl*“ in Tweets gezeigt. Der Konnektor *obwohl* wird dabei – ähnlich wie auch in der gesprochenen Sprache – zu besonderen Funktionen eingesetzt, wenn er mit Verbzweitstellung statt mit Verbendstellung auftritt. Es ist daher berechtigt, bei Twitter von einer konzeptionell stark mündlich geprägten Kommunikationsform zu sprechen. In seinem Fazit plädiert Moraldo dafür, die sprachlichen Besonderheiten neu entstehender Kommunikationsformen ernst zu nehmen und als Anpassungsleistungen der NutzerInnen an die neuen kommunikativen Gegebenheiten zu werten, in denen Informalität im Vordergrund steht. Diese

Sichtweise schließt jedoch eine Kritik an Kommunikationsnormen nicht aus: Wenn das Schreiben in den Neuen Medien dazu führt, dass die Verständlichkeit auf der Strecke bleibt, dann ist auch hier Sprachkritik notwendig.

Jana Kiesendahl nimmt „Normabweichungen und ihre Wirkungsweisen am Beispiel universitärer E-Mail-Kommunikation“ in den Blick. Dabei stellt sie fest, dass die Kommunikation via E-Mail „insbesondere von vielen Studierenden als echte Herausforderung begriffen“ wird (Kiesendahl S. 209). Der Grund für diese auf den ersten Blick wenig plausibel anmutende Annahme besteht darin, dass Studierende (aber auch Lehrende) häufig vor dem Problem stehen, die angemessenen Formen innerhalb eines gerade bei E-Mails großen Spielraums von möglichen Varianten auszuwählen und vor allem auch die Wirkung der jeweiligen Form auf die GesprächspartnerInnen einschätzen zu können. In dem empirischen Teil von Kiesendahls Untersuchung werden Lehrende und Studierende nach ihrer Einschätzung der Wirkung von Tippfehlern in universitären E-Mails gefragt. Die große Bandbreite an Bewertungen, die von „egal“ über „Tippfehler signalisieren mangelnde Wertschätzung“ bis hin zu „Tippfehler signalisieren Inkompetenz“ reichen, zeigt die weitreichenden Konsequenzen, die saloppes Schreiben in E-Mails in einem formelleren Kontext haben können. Interessant ist bei der Auswertung der Daten, dass sich in den Bewertungen alle Aspekte von „Angemessenheitsformen“ zeigen lassen, die „instrumentale Normen“, „ästhetische Normen“, „situative Normen“ und „parasprachliche Normen“ umfassen (Kiesendahl S. 223). Den Abschluss des Beitrags bildet eine besonders eindrucksvolle Analyse eines E-Mail-Austauschs zwischen einer Schülerin und einer Professorin. Die Schülerin richtet eine sehr informelle Anfrage an die Professorin. Der Kommunikationszweck dieser E-Mail wird dabei jedoch verfehlt, denn die Professorin reagiert nicht auf die Anfrage, sondern moniert die Form der E-Mail. Erst nach einer erneuten, überarbeiteten E-Mail der Schülerin erhält diese die erwartete Antwort. Eine solche misslingende Kommunikation illustriert eindrücklich die Relevanz der Thematisierung von Normen vor allem auch im Schulunterricht: Wo Kommunikationsziele auf Grund unangemessener Ausdrucksweisen nicht erreicht werden, ist linguistische Sprachkritik notwendig.

Die Untersuchung von *Wolfgang Imo* mit dem Titel „Informelles Schreiben als Indikator für Sprachverfall? Normabweichungen in Produktbeschreibungen privater Verkäufer in einem Online-Auktionshaus“ befasst sich mit unterschiedlichen Typen von der Standardschriftsprache abweichenden Schreibens, die in Produktbeschreibungen auftauchen, die Privatverkäufer verfassen, wenn sie ihr Produkt bei einer Online-Auktion verkaufen wollen. Dabei zeigt sich, dass eben nicht nur regelhaft zu beschreibende und mit besonderen Funktionen verbundene Strukturen vorkommen – beispielsweise bestimmte Muster gesprochen Sprachlicher Syntax oder Eindeutschungs-

versuche von Anglizismen –, sondern auch unterschiedliche Typen von Fehlern, die von relativ einfachen Flüchtigkeitsfehlern bis hin zu massiven orthographischen oder syntaktischen Fehlern reichen. Die These, die Imo in Bezug auf einen möglichen Sprachverfall vertritt, ist, dass die verstärkte Sichtbarkeit solcher flüchtiger, schnell geschriebener Gebrauchstexte über das Internet das Gefühl eines Sprachverfalls begünstigt (Imo S. 232). Betrachtet man allerdings ähnliche Texte aus früheren Jahrhunderten, die ebenfalls nur für einen engen Leserkreis oder als kurzlebige Gebrauchstexte geschrieben wurden, relativiert sich das Bild und von einem Sprachverfall kann nicht gesprochen werden. Allerdings weist der Befund der Analyse der Schriftprodukte in dem Online-Auktionshaus zugleich darauf hin, dass ein deutlicher Handlungsbedarf besteht, in den Schulen verstärkt grammatisches Wissen zu vermitteln.

V. Berufsfeldbezogene Gesprächsforschung: Ähnlich wie dies im Zusammenhang mit Fragen schulischer Normierungsprozesse bereits mehrfach aus unterschiedlichen Perspektiven angesprochen wurde, so stellt sich auch im Zusammenhang mit der Konzeptionierung und Durchführung von Kommunikationstrainings und Coachings die Frage der Legitimation kommunikativer Normen im Kern der professionellen Arbeit. Indem Fortbildungskonzepte per definitionem darauf ausgerichtet sind, zur Verbesserung einer gegebenen beruflichen Situation beizutragen, sollten sie die Frage beantworten können, was verbessert werden soll und wie die Bewertung als ‚besser‘ bezogen auf den Status quo begründet werden kann.

Vor diesem Hintergrund haben die Überlegungen *Reinhard Fiehlers* zur Frage „Woher weiß der Kommunikationstrainer, wie man es besser macht? Wertungen und Normen in berufsbezogenen Kommunikationstrainings“ eine doppelte Perspektive: Zum einen geht es Fiehler um eine begründete Kritik rein intuitiver Normierungen in einer Vielzahl traditioneller Kommunikationstrainings. Zum anderen zeigt er am Beispiel gesprächsanalytisch fundierter Kommunikationstrainings Perspektiven auf, die es seiner Ansicht nach ermöglichen, empirisch fundiert Empfehlungen zu entwickeln.

Am Beispiel von insgesamt 60 Monita aus traditionellen Verkaufstrainings stellt Fiehler datengestützt heraus, dass die Mehrzahl der empirisch beobachtbaren Kritikpunkte von TrainerInnen am kommunikativen Verhalten von FortbildungsteilnehmerInnen rein intuitiv erfolgt, ohne dass die hierbei zugrunde gelegten normativen Setzungen tatsächlich begründet werden (Fiehler S. 265). Vielfach würden im Rahmen solcher präskriptiven Vorgaben Wirkungszusammenhänge zwischen einem beobachtbaren kommunikativen Verhalten und dessen Auswirkungen unterstellt, die keineswegs zwingend seien.

In Abgrenzung zu einem solchen Vorgehen zeichnet Fiehler im Weiteren anhand von gesprächsanalytisch fundierten Fortbildungskonzepten nach, dass es durchaus möglich ist, empirisch gestützt kommunikative Empfehlungen zu entwickeln, die zu einer Verbesserung des beruflichen Alltags von FortbildungsteilnehmerInnen führen können: Als Voraussetzung hierfür nennt er zunächst einmal die datengestützte Analyse typischer Problemstellen im Rahmen eines berufsfeldspezifischen Korpus. Über diese von den Beteiligten als problematisch markierten Fälle hinaus gehe es darum, das Spektrum alternativer Verhaltensmöglichkeiten empirisch zu ermitteln, um die FortbildungsteilnehmerInnen dadurch zu befähigen, aus dem Bündel prinzipiell möglicher Verhaltensweisen die situationsangemessen sinnvollsten auszuwählen. In einem dritten Schritt gehe es darum, die so gewonnenen „Regeln“ praktisch zu erproben und zu überprüfen. Damit setzt Fiehler auf eine Kombination aus empirisch gestütztem Wissen von FortbildnerInnen und professionellem Erfahrungswissen von FortbildungsteilnehmerInnen.

Dorothee Meer schließt in ihrem Beitrag „*wie würden sie da argumentieren* – Lehrendenfragen im Rahmen hochschulischer Lehr-Lern-Kommunikation“ unmittelbar an die Ausführungen Fiehlers an. Auch sie geht davon aus, dass es notwendig ist, Fortbildungskonzepte und konkrete kommunikative Handlungsempfehlungen empirisch gestützt zu entwickeln. Am Beispiel von Daten aus dem Bereich hochschulischer Lehrveranstaltungen verdeutlicht sie den Prozess der Bestimmung ‚gelungener‘ Lehrendenfragen in hochschulischen Seminaren. Als ‚gelungen‘ werden von ihr hierbei Lehrendenfragen definiert, die mit hoher Wahrscheinlichkeit dazu geeignet sind, bei Studierenden kognitive und kommunikative Prozesse zu initiieren.

Wie Fiehler geht Meer davon aus, dass sich bei der Formulierung von Lehrendenfragen einerseits typische Problemstellen beobachten lassen, also Lehrendenfragen, die gerade nicht zu längeren und komplexeren Ausführungen von Studierenden führen, sondern im Gegenteil vielfach von den Lehrenden selbst bearbeitet werden (Meer S. 274). Diesen einen Pol empirisch beobachtbarer Verhaltensweisen kontrastiert die Verfasserin mit einem genau entgegengesetzten Pol sogenannter „Best-Practice-Beispiele“: Hierunter versteht sie Lehrendenfragen, die empirisch nachvollziehbar komplexe und ausführende kommunikative Aktivitäten auf Seiten von Studierenden nach sich ziehen (Meer S. 274 f.). Zwischen diesen beiden Polen finde sich im Rahmen des von ihr untersuchten Korpus von 60 hochschulischen Lehrveranstaltungen ein Feld von weiteren Fragemöglichkeiten, die situationsabhängig mehr oder weniger erfolgreich ihr kommunikatives Ziel auf Seiten der Studierenden erreichen.

Ausgehend von diesem exemplarisch entwickelten analytischen Zugang der Bestimmung „erfolgreicher Lehrendenfragen“ geht auch Meer davon aus, dass die konkrete Entscheidung über die situationsangemessene Wahl einer

konkreten Lehrendenfragen von den Betroffenen selber unter Nutzung ihres professionellen Wissens getroffen werden muss. Allerdings weist sie darauf hin, dass es datengestützt durchaus möglich und in der Fortbildungspraxis auch notwendig ist, konkrete Handlungsempfehlungen auszusprechen. Der Unterschied zu den Urteilen vieler traditioneller TrainerInnen bestehe darin, dass diese Empfehlungen empirisch fundiert und begründet werden.

Auch *Kirsten Nazarkiewicz* fragt in ihrem Beitrag „Berufliche Kommunikation zwischen Norm, Transkript und Empfehlung. Reflexive Gesprächsführungskompetenz trainieren“ nach Möglichkeiten der empirischen Fundierung konkreter Strategien und Handlungsempfehlungen im Rahmen von Fortbildungen. Indem sie sich jedoch auf Daten aus zwei völlig unterschiedlichen Berufsfeldern bezieht, gelingt es ihr zu verdeutlichen, dass die Strategien im Rahmen von Fortbildungen im Umgang mit kommunikativen Normen berufsfeldspezifisch unterschiedlich sein können.

Konkret beschäftigt sich *Nazarkiewicz* zum einen mit Daten aus dem Bereich interkultureller Trainings, zum anderen mit solchen aus Cockpitgesprächen im Rahmen von Flugsimulatorenschulungen. Obgleich es sich in beiden Fällen um Trainingssituationen handelt, stellt sich bereits die Frage der Ermittlung „empirischer Normen“ unterschiedlich. Während die Verfasserin es im ersten Fall mit kommunikativen Normen (im Sinne einer kommunikativen Normalformerwartung) zu tun hat, wie sie auch von *Fiehler* und *Meer* untersucht werden, kann das kommunikative Verhalten der Gesprächsbeteiligten im Rahmen der Cockpitgespräche nicht losgelöst von präskriptiven Vorschriften betrachtet werden, mit denen bis ins Detail der Formulierung festgelegt wird, wer in welcher Situation was zu sagen hat. Damit unterscheidet sich dieser zweite Datentyp deutlich von dem Material, das die Grundlage der Überlegungen bei *Fiehler* und *Meer* ist.

Interessant ist allerdings, dass *Nazarkiewicz* im Zusammenhang mit dem stark präskriptiv vorstrukturierten Typ der Cockpitgespräche aufzeigt, dass sich auch hier – wie von *Meer* beschrieben – ein polar strukturiertes Feld beobachten lässt, wobei die Pole von einer eher schwachen hin zu einer starken Normorientierung (und umgekehrt) verlaufen. Damit unterscheidet sich das von *Nazarkiewicz* ermittelte kommunikative Feld des ‚Cockpits‘ dadurch, dass die Beschreibung des Feldes nicht bereits eine deutliche Wertung enthält. Insoweit wirft die Verfasserin die Frage auf, ob es in solchen Fällen überhaupt sinnvoll ist, im Rahmen von Fortbildungen personen- und situationsunabhängig klare Handlungsempfehlungen zu formulieren (*Nazarkiewicz* S. 321 f.). Hier könnte mit *Fiehler* argumentiert werden, dass es im Prozess der Fortbildung gerade darum gehen müsse, mit den TeilnehmerInnen die Vor- und Nachteile des einen wie des anderen Konzepts zu diskutieren, um sie bezogen auf ihren beruflichen Alltag darin zu unterstützen, situations- und personenabhängig eine angemessene Entscheidung zu treffen.

Diese Idee der *Situationsangemessenheit von Kommunikation*, die bezogen auf die jeweiligen Domänen immer neu ‚ausgehandelt‘ und erprobt werden muss, ist ein Bindeglied zwischen den vielfältigen Sektionen des vorliegenden Bandes. Zudem findet sich in allen Beiträgen die Überzeugung, dass die Sprachwissenschaft einerseits Wertungen und Empfehlungen formulieren kann und sollte, dass aber andererseits die Basis solcher Wertungen und Empfehlungen immer empirische Untersuchungen bilden müssen. Insgesamt ging es im Rückblick auf die hier präsentierten Überlegungen darum, einen Einblick in die Vielfältigkeit und Komplexität von Fragen sprachlicher Normen und Normierungsprozesse in unterschiedlichen Bereichen des alltäglichen Sprachgebrauchs zu geben. Vor diesem Hintergrund hoffen wir mit diesem Sammelband eine anregende und fundierte Grundlage für weitere Debatten – seien sie theoretischer oder praktischer Natur – zu liefern.

Literatur

- Androutsopoulos, Jannis K. (2003): „Musikszene im Netz: Felder, Nutzer, Codes“. – In: Hans Merckens, Jürgen Zinnecker (Hgg.): Jahrbuch Jugendforschung 3. – Opladen, 57–82.
- (2005): „Onlinemagazine & Co. Publizistische Nischenangebote im Internet“. – In: Torsten Siever, Peter Schlobinski, Jens Runkehl (Hgg.): Websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet. – Berlin, New York, 98–131.
- , Gurly Schmidt (2001): „SMS-Kommunikation: Ethnografische Gattungsanalyse am Beispiel einer Kleingruppe“. – In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik, Nr. 36, 49–79.
- Becker-Mrotzek, Michael, Gisela Brünner (Hgg.) (2009): Analyse und Vermittlung von Gesprächskompetenz. – Frankfurt a. M.
- Brünner, Gisela, Reinhard Fiehler, Walter Kindt (Hgg.) (1999): Angewandte Diskursforschung, Bd.1, 2. – Opladen, Wiesbaden.
- Denkler, Markus, Susanne Günthner, Wolfgang Imo, Dorothee Meer et al. (Hgg.) (2008): frischwärts und unkaputtbar – Sprachwandel oder Sprachverfall im Deutschen. – Münster.
- , Dorothee Meer (2008): „Die deutsche Sprache baumelt völlig orientierungslos vor sich hin – Die Verlotterung der deutschen Sprache und die Sprachwissenschaft.“ – In: Markus Denkler et al. (Hgg.): frischwärts und unkaputtbar – Sprachwandel oder Sprachverfall im Deutschen. – Münster, 13–35.
- Dürscheid, Christa, Martin Businger (2006): Schweizer Standarddeutsch. Beiträge zur Varietätenlinguistik. – Tübingen.
- Dürscheid, Christa (2007): „Quo vadis, Casus? Zur Entwicklung der Kasusmarkierung im Deutschen.“ – In: Hartmut E. H. Lenk, Maik Walter (Hgg.): Wahlverwandschaften. Valenzen – Verben – Varietäten. Festschrift für Klaus Welke zum 70. Geburtstag. – Hildesheim et al., 89–112.

- (2009): „Variatio delectat? Die Plurizentrität des Deutschen als Unterrichtsgegenstand.“ – In: Monika Clalüna, Barbara Etterich (Hgg.): *Deutsch unterrichten zwischen DaF, DaZ und DaM*. – Stallikon, 59–69.
- , Sarah Brommer (2009): „Getippte Dialoge in neuen Medien. Sprachkritische Aspekte und linguistische Analysen.“ – In: *Linguistik Online* 37, 1/09.
- , Franc Wagner et al. (2010): *Wie Jugendliche schreiben. Schreibkompetenz und neue Medien*. – Berlin.
- Eichinger, Ludwig M., Werner Kallmeyer (Hgg.) (2005): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache? IDS-Jahrbuch 2004*. – Berlin, New York.
- Erben, Johannes (1960): „Gesetz und Freiheit in der deutschen Hochsprache der Gegenwart.“ – In: *Der Deutschunterricht*, Heft 12, 5–28.
- Fiehler, Reinhard (1998): *Bewertungen und Normen als Problem bei der Förderung von Gesprächsfähigkeiten*. – In: *Der Deutschunterricht*, Heft 1, 53–64.
- (2000): „Über zwei Probleme bei der Untersuchung gesprochener Sprache.“ – In: *Sprache und Literatur* 85, 23–42.
- (2007): „Gesprochene Sprache – ein ‚sperriger‘ Gegenstand.“ – In: *Info DaF (Informationen Deutsch als Fremdsprache)* 34, 460–470.
- (2008): „Gesprochene Sprache – chaotisch und regellos?“ – In: Markus Denkler et al. (Hgg.): *Frischwärts und unkaputtbar. Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen*. – Münster, 81–101.
- Gloy, Klaus (1972): „Die Normierung der Verständigung.“ – In: Bernhard Badura, Klaus Gloy (Hgg.): *Soziologie der Kommunikation. Eine Textauswahl zur Einführung*. – Stuttgart, 324–342.
- Günthner, Susanne (2000a): „Sprechen wir ungrammatisch? Zur Verwendung von *weil* und *obwohl* mit Hauptsatzstellung im gesprochenen Deutsch.“ – In: *Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD) (Hg.): Germanistentreffen Deutschland-Indien-Indonesien-Philippinen-Taiwan-Thailand-Vietnam 1999: Tagungsband*. – Bonn, 243–260.
- (2000b): *Grammatik in der gesprochenen Sprache*. – In: *Info DaF (Informationen Deutsch als Fremdsprache)* 27 (4), 352–366.
- (2005): „Grammatikalisierungs-/Pragmatikalisierungserscheinungen im alltäglichen Sprachgebrauch. Vom Diskurs zum Standard?“ – In: Ludwig M. Eichinger, Werner Kallmeyer (Hgg.): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache? IDS-Jahrbuch 2004*. – Berlin, New York, 41–62.
- (2006): „Grammatische Analysen der kommunikativen Praxis – ‚Dichte Konstruktionen‘ in der Interaktion.“ – In: Arnulf Deppermann, Reinhard Fiehler, Thomas Spranz-Fogasy (Hgg.): *Grammatik und Interaktion – Untersuchungen zum Zusammenhang von grammatischen Strukturen und Gesprächsprozessen*. – Radolfzell, 95–122. (<http://www.verlag-gespraechsforschung.de>)
- (2008): „ ‚weil – es ist zu spät‘. Geht die Nebensatzstellung im Deutschen verloren?“ – In: Markus Denkler et al. (Hgg.): *frischwärts und unkaputtbar – Sprachwandel oder Sprachverfall im Deutschen*. – Münster, 103–128.
- (2010): „Grammatik und Pragmatik – eine gebrauchtorientierte Perspektive auf die Grammatik gesprochener Alltagssprache.“ – In: Mechthild Habermann (Hg.): *Grammatik wozu? Vom Nutzen des Grammatikwissens in Alltag und Schule*. – Mannheim, Zürich, 126–149.

- (im Druck): „Übergänge zwischen Standard und Non-Standard – welches Deutsch vermitteln wir im DaF-Unterricht?“ – In: Eva L. Wyss, Daniel Stotz (Hgg.): Sprachkompetenz in Ausbildung und Beruf. Übergänge und Transformationen Neuenburg/Neuchâtel, Bulletin VALS ASLA 94/201, 24–47.
- , Wolfgang Imo (2003): „Die Reanalyse von Matrixsätzen als Diskursmarker: *ich mein*-Konstruktionen im gesprochenen Deutsch.“ – In: Magdolna Orosz, Andreas Herzog (Hgg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2003. – Budapest, Bonn, 181–216.
- Hartung, Wolfdietrich (1977): „Zum Inhalt des Normbegriffs in der Linguistik.“ – In: Ders. (Hg.): Normen in der sprachlichen Kommunikation. – Berlin.
- Hägi, Sara (2005): Nationale Varietäten im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. – Frankfurt.
- Heringer, Hans-Jürgen (1982): „Normen? Ja, aber meine!“ – In: Ders. (Hgg.): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Ansätze zur politischen Sprachkritik. – Tübingen, 94–105.
- Huber, Joseph (1974): „Die traditionelle Sprachnorm und die Norm der kommunikativen Adäquanz.“ – In: Der Deutschunterricht, Heft 16, 144–153.
- Imo, Wolfgang (2007): Construction Grammar und Gesprochene–Sprache–Forschung: Konstruktionen mit zehn matrixsatzfähigen Verben im gesprochenen Deutsch. – Tübingen.
- (2008): „Wenn mündliche Syntax zum schriftlichen Standard wird: Konsequenzen für den Normbegriff im Deutschunterricht.“ – In: Denkler, Markus et al. (Hgg.): frischwärts und unkaputtbar. Sprachwandel oder Sprachverfall im Deutschen? – Münster, 153–179.
- (2008): „Individuelle Konstrukte oder Vorboten einer neuen Konstruktion? Stellungenvarianten der Modalpartikel *halt* im Vor- und Nachfeld.“ – In: Kerstin Fischer, Anatol Stefanowitsch (Hgg.): Konstruktionsgrammatik II: Von der Konstruktion zur Grammatik. – Tübingen, 135–156.
- (2009): „Welchen Stellenwert sollen und können Ergebnisse der Gesprochene–Sprache–Forschung für den DaF-Unterricht haben?“ – In: Andrea Bachmann-Stein, Stephan Stein (Hgg.): Mediale Varietäten: Analysen von gesprochener und geschriebener Sprache und ihre fremdsprachendidaktischen Potenziale. Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung Landau: VEP (Sonderheft 15 *bzf*), 39–61.
- (2011) „ ‚Hi! danke fürs äddn.‘ Die Herausbildung einer neuen Floskel im Rahmen der *social network website* MySpace.“ – In: Martin Luginbühl, Daniel Perrin (Hgg.): Muster und Variation: Medienlinguistische Perspektiven auf Textproduktion und Text. – Bern, 125–156.
- (2011): „ ‚Jetzt gehn wir einen trinken, gell?‘ Vergewisserungssignale (*tag questions*) und ihre Relevanz für den DaF-Unterricht.“ – In: Sandro Moraldo (Hg.): Deutsch aktuell 2. Einführung in die Tendenzen der deutschen Gegenwartsprache. – Rom, 127–150.
- Kiesendahl, Jana (2009): Normkonflikte in der E-Mail-Kommunikation zwischen Lehrenden und Studierenden. – In: Magdalène Lévy-Tödter, Dorothee Meer (Hgg.): Hochschulkommunikation in der Diskussion. – Frankfurt a.M., 325–344.
- Kilian, Jörg (2005): „DaF im Chat: Zur Grammatik geschriebener Umgangssprache und ihrem interaktiven Erwerb in computervermittelten Gesprächen.“ – In: Michael Beißwenger, Angelika Storrer (Hgg.): Chat–Kommunikation in Beruf, Bildung und Medien. – Stuttgart, 201–220.

- Linell, Per (2005): *The Written Language Bias in Linguistics: Its Nature, Origins and Transformations*. – New York.
- Link, Jürgen (1997): *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. – Wiesbaden.
- Neuland, Eva (2007): „Jugendsprachen zwischen Heterogenität und Typizität“. – In: Dies. (Hg.): *Jugendsprachen: mehrsprachig – kontrastiv – interkulturell*. – Frankfurt a.M., 11–30.
- Meer, Dorothee (2001): „*„so, das nimmt ja gar kein Ende, is ja furchbar“* – Ein gesprächsanalytisch fundiertes Fortbildungskonzept zu Sprechstundengesprächen an der Hochschule.“ – In: *Zeitschrift für Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 2, 90–114. (www.verlag-gespraechsforschung.de).
- (2007): „*„ich wollte ja eigentlich mittagessen“* – Zur Notwendigkeit und den Möglichkeiten der Didaktisierung gesprächsanalytischer Daten.“ – In: *Zeitschrift für Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 8: 117–159. (Download unter: www.gespraechsforschung-ozs.de).
- , Carmen Spiegel (Hgg.) (2009): *Gesprächsanalytisch fundierte Fortbildungskonzepte*. – Radolfzell (www.verlag-gespraechsforschung.de).
- Moser, Hugo (1967): *Sprache – Freiheit oder Lenkung. Zum Verhältnis von Sprachnorm, Sprachwandel, Sprachpflege*. – Mannheim.
- Schneider, Jan Georg (2005a): „*Zur Normativität von Sprachregeln. Ist Sprechen ‚regelgeleitetes Handeln‘*“ – In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 33.1, 1–24.
- (2005b): „*Was ist ein sprachlicher Fehler? Anmerkungen zu populärer Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick*.“ – In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 2, 154–177.
- (2007): „*Sprache als kranker Organismus. Linguistische Anmerkungen zum ‚Spiegel‘-Titel „Rettet dem Deutsch!“*.“ – In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 1, 1–23.
- (2008): *Spielräume der Medialität. Linguistische Gegenstandskonstitution aus medientheoretischer und pragmatischer Perspektive*. – Berlin, New York.
- (2009): „*Was ist richtiges und gutes Deutsch? Sprachratgeber auf dem Prüfstand*.“ – In: *Der Deutschunterricht* 5/2009; Themenheft „*Sprachverfall?*“ Hg. von Peter Schlobinski, 22–32.
- (2011): „*Hat die gesprochene Sprache eine eigene Grammatik? Grundsätzliche Überlegungen zum Status gesprochensprachlicher Konstruktionen und zur Kategorie ‚gesprochenes Standarddeutsch‘*.“ – In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 39, 165–187.
- Skasa-Weiß, Ruprecht (2006): *Fünf Minuten Deutsch. Modischer Murks in der Sprache*. – Stuttgart.
- (2007): *Weitere fünf Minuten Deutsch. Die vermurkste Gegenwartssprache*. – Stuttgart.
- Sick, Bastian (2004): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod*. – Köln.
- (2005): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 2*. – Köln.
- (2006): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 3*. – Köln.
- Zimmer, Dieter E. (2005): *Sprache in Zeiten ihrer Unverbesserlichkeit*. – Hamburg.

I.

Theorie und Praxis kommunikativ-sprachlicher Normbildungsprozesse

Klaus Gloy

Empirie des Nichtempirischen

Sprachnormen im Dreieck von Beschreibung, Konstitution und Evaluation.

1. Standortbestimmung

Ich vertrete die Auffassung, dass Normen keine empirischen Gegenstände sind (Gloy 1997: 29), des weiteren, dass ein entsprechender Anspruch der Sprachnormenforschung, deskriptiv zu sein, zu verwerfen ist (Gloy 1995: 76). Gleichwohl plädiere ich dafür, dass weiterhin über Normen geforscht wird.

Wie soll das miteinander verträglich sein? Meine derzeitige Antwort darauf lautet: Indem Normenforschung in mehr als reiner Begriffsarbeit besteht und insbesondere an den Tatsachen kommunikativer Praxis interessiert ist. Erforderlich wird damit ein anderes Verständnis von Normativität und ein anderer als ein rein dinghafter Normbegriff – mit starken Auswirkungen auf die nun angeratenen und zulässigen Forschungsmethoden. Eine solche Relativierung des Positivismus' *kann* mit einer Rehabilitierung der praktischen Vernunft einhergehen und wird tatsächlich derzeit insbesondere im Austausch zwischen Philosophie und Sozialwissenschaften diskutiert. Ihr zufolge besteht nicht nur Skepsis gegenüber der Beschaffenheit (ja, sogar der Möglichkeit) von kontextfreiem Wissen, sondern auch gegenüber seiner Nutzbarmachung im Bereich von Problemlösungen (z.B. Martinsen 2006). Einen entsprechenden Schwenk weg vom beschreibungsgebundenen Sachwissen hin zur wissenschaftsgestützten Bewertung können wir derzeit allgemein in der Diskussion um die Wissensgesellschaft und speziell – wenn auch ohne explizite Anknüpfung daran – in der zeitgenössischen Sprachkritik und Sprachevaluation beobachten.¹

Diese Verhältnisse, dass nämlich Normen nicht beschrieben, sondern nur erschlossen werden können, dass sie – mit entsprechenden methodischen Folgen – nicht als äußere Tatbestände und nicht kontextunabhängig konstituiert sind und dass schließlich die Analyse von Normen selber Zwecke verfolgt

¹ Vgl. insbesondere die 2005 gegründete Zeitschrift *aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur*.

bzw. Funktionen erfüllt (z.B. bei Problemlösungen zu helfen), dürften meine Forderung plausibel machen, Normenforschung und deren methodologische Reflexion im Dreieck von Beschreibung, Konstitution und Evaluation zu verorten.

2. Probleme der Empirie und des Beschreibens

Demgegenüber finden wir in der Normenforschung immer wieder Ansätze, die von der Beobachtbarkeit von Normen und ihrer deskriptiven Erfassbarkeit ausgehen. Sie könnten sich dazu etwa auf Hjelmslevs verdinglichten Norm-Begriff² berufen oder auf Chomskys Auffassung, dass ‚Grammatikalität‘ nicht etwa ein normatives Urteil darstelle, sondern sich aus intuitionsgestützter Beobachtung ergebe.³

In der bewegten Geschichte des Empirie-Gedankens, der sich (seit Galilei) als Gegenbewegung zum spekulativ erworbenen Wissen versteht, aber auch (in zeitgenössischer Wissenschaftstheorie) als Gegensatz zur apriorischen, begrifflichen Arbeit sowie zur subjektiven Hypothesenbildung der Geisteswissenschaften, kann man als ursprünglichen Zweck der Empirie „die Erschließung der Wirklichkeit selber“ (Seiffert 1969: 255) ausmachen. Unter ‚Erschließung der Wirklichkeit‘ wurde im Laufe der Wissenschaftsgeschichte nun sehr Unterschiedliches verstanden.⁴ Die nachhaltigste Wirkung erzielte allerdings der Empirie-Gedanke des *Positivismus*, der, obgleich naturwissenschaftlicher Herkunft, auch die Geistes- und Sozialwissenschaften einschließlich ihrer Behandlung der Normthematik bis auf den heutigen Tag stark fasziniert und dem besonders anfangs nur gelegentlich widersprochen wurde – etwa, wenn der Brockhaus 1906 ‚Norm‘ definiert als „Regel, die nicht aus den Erscheinungen durch Beobachtung entnommen, sondern ihnen als Anforderung auferlegt wird“. Das Wissenschaftsideal, mit dem zeitweise auch die Linguistik liebäugelte, war jedoch der synthetische Weltbezug zu ‚Fakten‘, der sich aus Experimenten und natürlichen Beobachtungen speiste – Be-

² Hjelmslev (1942): ‚Norm‘ als Gesamtheit der distinktiven Merkmale, die jeweils die Sprachelemente auf der Systemebene voneinander unterscheiden.

³ Vgl. dazu kritisch Gloy (1975), Kap. 5.2.

⁴ Im Bereich des Methodischen etwa fielen darunter sowohl Wesensschau als auch Sinneswahrnehmungen; im Bereich der Zwecksetzungen nicht nur das Verstehen und Erklären einzelner, konkreter Prozesse (was zu Erkenntnis im Sinne allenfalls zeitbedingter Erfahrungsregeln führte), sondern auch das Formulieren allgemeiner, d.h. räumlich und zeitlich universeller Gesetze, in der Terminologie Windelbands also um ‚idiographische‘ resp. ‚nomothetische‘ Verfahren.

obachtungen, als die im Falle des Sensualismus sogar nur reine Sinneserfahrungen zugelassen waren – und der diese Wirklichkeit in einer überprüfaren Beobachtungssprache zu beschreiben hatte. Der in unserem Zusammenhang wichtigsten Spielart des Positivismus, dem *Empirismus*, zufolge geht alle unsere Erkenntnis aus Erfahrungen hervor und wird von diesen kontrolliert.

Nun sind allerdings Erfahrungen, wie der Empirismus sie begreift, „rein“, d.h. begriffsfrei, nämlich durch Wahrnehmung unmittelbar gegeben. Und das bedeute, man sei bei den Gegebenheiten selber und könne sie ohne Hermeneutik und vorurteilsfrei, „unideologisch“ zur Sprache bringen. Seit Poppers *Logik der Forschung* (1959) müssen wir aber annehmen, dass es keine unmittelbar wahrnehmungsgegebenen Daten gibt. Sein Kritischer Rationalismus übt harsche Kritik an der positivistischen „Kübeltheorie des menschlichen Geistes“, die in der passivischen Vorstellung bestehe, dass Erkenntnis nur ein Aufnehmen der von außen auf uns einstürmenden Gegebenheiten sei. Da Wahrnehmung aber, Popper zufolge, immer nach Selektionsprinzipien vonstatten gehe und das Wahrgenommene im Zuge solches Fokussierens Sinn erhalte, sei es angemessener, Erkenntnis im Lichte einer „Scheinwerfertheorie“, d.h. theorieabhängig zu begreifen.

Empirische Daten sind demnach nichts, was uns anspricht, auf das wir in natürlicher Einstellung (also hypothesen- und theorielos) warten können; sie sind nicht das, was uns eine Wirklichkeit in unsere Beschreibungen hineindiziert. Vielmehr sind solche Daten „Ergebnisse methodisch geleiteter Orientierungsarbeit“ (Kambartel 1972: 616), die man deshalb besser gar nicht als „Daten“, d.h. als von der Wirklichkeit bereitgestellte „Gegebenheiten“ bezeichnen und behandeln sollte. Und insbesondere gilt: alle Tatbestände der gesellschaftlichen Wirklichkeit, und mithin auch Normen, sind nicht sichtbar, fühlbar, riechbar, sind mit keinem unserer Sinne wahrnehmbar; sie erfüllen also keine der Eigenschaften physischer Gegenstände und sind in diesem Sinne nicht-empirische Gegebenheiten.

Normen können aber – auch als nicht-empirische Gegebenheiten – *wirksam* sein. Und in dieser Wirksamkeit, die ihre Realität ausmacht, sind sie dann doch legitime Angelegenheiten von empirischer Forschung.⁵

Fraglich bleibt indessen etwas anderes, nämlich, ob man Normen wegen ihrer Nicht-Empirizität überhaupt *sensu strictu* *beschreiben* kann. Jede (sich selbst als *interessenfrei* begreifende) linguistische Beschreibung steht ja vor dem Paradox, dass sie nur *mit* Setzung eines Standards oder einer Norm bzw. mit Bezug auf eine (ausgrenzende) Normalvorstellung möglich wird. Es be-

⁵ Stemmer (2008: 183) dagegen nennt den Gedanken, dass die Wirksamkeit einer Norm deren Existenz ausmache, eine falsche Annahme. Ihr Motiv sei der verständliche Wunsch, die Norm an etwas Empirisches anzubinden, sie also nicht im überempirischen Sollen zu belassen. Aber das könne man, wie Stemmer zu demonstrieren versucht, besser ohne jene Annahme machen.

darf deshalb schon einer Prüfung des einzelnen Falles, um eine „Beschreibung“ vom Verdacht einer *petitio principii* zu befreien.

Aber gelten das empiristische Kriterium und die Idee der Beschreibbarkeit nicht wenigstens für *Norm-Formulierungen*; sind diese nicht unbezweifelbare Belege für gegenständlich existierende Normen? Ich will darauf, sowie auf die Fragen, ob das konkrete Sprachereignis oder Ereignisregelmäßigkeiten oder Informantenurteile als Beobachtungsdaten eines deontischen Sachverhalts gelten können, der Reihe nach kurz eingehen.

2.1 Norm-Formulierungen

Die formulierte Norm kann als der stärkste Hinweis auf die Beschreibbarkeit von Normen gelten. Aber selbst die empirisch gegebene Formulierung kann nur über Interpretationen als ein deontischer Sachverhalt *Norm* erkannt werden.

Richtig an der Auffassung, dass Normen in Norm-Formulierungen gegenständlich existieren, ist, dass eine Norm durch deontische Funktoren (z.B. durch die Verben *sollen*, *müssen*, *dürfen*, *können* oder durch die Imperativform eines Verbs) oder durch bestimmte Illokutionsindikatoren zum Ausdruck gebracht werden *kann*.

Dieses berechtigt jedoch nicht zu dem Umkehrschluss, dass diese syntaktischen Mittel immer Normativität indizieren. Sie sind nämlich polyvalent: Ein Imperativ kann auch ein bloßer Befehl sein, er kann des weiteren lediglich ironisch gemeint sein; Modalverben drücken nicht einzig Verpflichtungen oder Erlaubnisse (also deontische Funktionen) aus, sondern auch, z.B. als epistemisches Sollen, ein bestimmtes Wissen oder eine Ereigniswahrscheinlichkeit („*Er soll Englisch können*“). Deshalb ist einer Formulierung, die diese Sprachformen enthält, nicht deshalb bereits anzusehen, dass sie auch eine Norm *ist*. Ganz im Gegenteil: Was als Norm fungiert, kann sogar ganz ohne diese syntaktischen und morphologischen Merkmale auskommen und z.B. die Form eines reinen Indikativsatzes aufweisen.

Die Empirie von Sprachnormen erweist sich also auch im Fall der Norm-Formulierung, d.h. der scheinbar unproblematischsten Existenzform einer Norm, als nicht eindeutig. Ob eine gegebene Formulierung deontischen Status besitzt, muss eigens interpretiert werden, und dazu reicht eine logische oder linguistische Analyse bestimmter Sprachformen, also eine Beschreibung im herkömmlichen Sinn, nicht aus.⁶

⁶ Eine Beschränkung der Analyse auf die bloß äußeren Merkmale würde z.B. eine subjektive Formulierung („Ich schätze X“) gegebenenfalls gar nicht als die strate-